

Bezugs-Preis
Für Halle und Umgebungen 3,50
Für alle übrigen Gegenden 4,00
Einzelnummern 10 Pfennig

Halle'sche Zeitung

Anzeige-Verfahren
Für die Halle'sche Zeitung
Wird die Halle'sche Zeitung
Für die Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 13. April 1897.

Verleger Hermann
Halle a. S., Leipzigerstraße 87

Unnütziges Kopferbrechen!

Wenn sich das Grab über den ersten Chef der Reichspostverwaltung schloß, ist die Öffentlichkeit bereits eingetragenermaßen durch die Frage beschäftigt worden, wer wohl sein Nachfolger werden würde. Genannt wurden ein General, der Oberpostdirektor Müller in Leipzig und der Unterstaatssekretär im Reichsamt, Dr. Fischer, der als der rechte Mann des Staatssekretärs von Schwarz durch die lange Jahre mit ihm gemeinsam geführte Vertretung der Postangelegenheiten im Reichstag bekannt ist. Es liegt uns fern, uns an der Erörterung über die persönliche Eignung der Nachfolgerfrage zu beteiligen. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß der Kreis der Persönlichkeiten, die in Frage kommen könnten, nicht jetzt erst, wo die traurige Katastrophe eingetreten, abgegrenzt zu werden braucht, wenn auch die Berufung sich nicht von heute auf morgen vollziehen wird. Denn in künftigen Kreislagen man sich, wie wir hören, bei der Art des Lebens und den unvorstellbarsten Beeinträchtigungen des Berufsamt, am Anfang des Winters schon, der Post gehörend, mit der traurigen Ueberzeugung abfinden müssen, daß man für die nächste Zeit weniger um den Nachfolger, als um das Leben des Staatssekretärs besorgt sein müsse. Außerdem aber ist irgend ein ergiebige Resultat von Mutmaßungen solcher Art nicht zu erwarten. Einerseits hat eine vorzeitige und aufdringliche Empfehlung in der Öffentlichkeit wiederholt an entsetzender Stelle fast vor dem Abgange liegende Erwägungen eine andere Richtung nehmen lassen. Andererseits aber ist nicht einzusehen, warum künftigen und heutigen Beamten je nach Anfall der Entscheidung das Verbleiben im Amte mit unerschiedlichen Erwartungen zu denen je nicht den geringsten Anlaß gegeben, vertritt werden soll.

Warürlich und berechtigt ist der Wunsch, daß der zukünftige Chef der Reichspost aus dem Stabe der Postverwaltung gewählt wird. Wenn auch die großen Aufgaben der Post erfüllt sind, so werden die Verhältnisse des Verkehrs doch noch so viel Reformen, namentlich im kleineren Maße, bringen, daß eine große sachmännlich-technische Detailkenntnis unerlässlich ist. Aber auch ein weiterer Grund spricht mit. Die Postverwaltung ist heute eine in sich abgeschlossene wie die militärische, und die Ausbildung der Postbeamten eine so spezifisch-sachmännliche und für die Amtstätigkeit ausschließlich berechnete, daß es hieße, die Arbeitskraft in dem Stabe der Postbeamten aus schwerer schädigen, wenn nicht jeder Ebene der höheren Postkarriere als Hauptperson seiner Tätigkeit gewissermaßen die Verantwortung auf den Generalpostmeister bestellte. Nur möchten wir vor einer schädlichen Ueberbreitung des sachmännlichen Selbstgefühls insofern warnen, als es unmöglich annehm ist es verhältnismäßig unter Hinweis auf den jetzigen Unterstaatssekretär geschieht, daß auch dann noch zwischen sachmännlicher und juristischer Bildung unterschieden wird, wo der letztere eine fast dreifachjährige Ausbildung und umfassende Tätigkeit in der Technik des Postwesens folgte. Dies umwöhnt, als Unterbreitungen dieser Artur Herrlichen Treiberereien, die auch bei dieser Gelegenheit sich in der bekannten Weise bemerkbar machen, das befriedigende Wasser auf die Mühle führen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht ein Artikel der ultramontanen „Germania“, die kurz und bündig dem Unterstaatssekretär verriechert, daß er beim jetzt auslag-

gebenden Centrum persona ingratisima sei und somit keine Aussichten habe. Der Artikel zeigt auseinander, Unterstaatssekretär cum jure succedendi giebt nicht, er hat den Post- und Telegraphenämtern-Verband „besetzt“ und behält im Reichstag und in den weltlichen Kreisen der Postbeamten nicht das nötige Vertrauen und Ansehen. Wenn nur das geschickte Blatt zum Schluß nicht verriechte, woher es zu diesem Anathema kommt. Der Unterstaatssekretär Dr. Fischer hat nämlich die Ueberzeugung sich zu Schulden kommen lassen man denke! — den Wd. Dr. Lieber gegenüber bei einem der von diesem beliebten staatsrechtlichen Ausfälle ganz allgemein daran zu erinnern, daß das Amt des Reichstagsabgeordneten trotz der Immunität bei der Befugnisübertragung nicht von den Verpflichtungen entbindet, die sonst in einem geordneten Staatswesen bestimmend sind. Dr. Fischer hat also, genauer gesagt, in den „weltlichen Kreisen“ des Centrum nicht das nötige Vertrauen. Vorläufig läßt aber der Kaiser sich keine Meinungen aus, ohne vorher Dr. Lieber und Genossen um ihre Zustimmung zu befragen.

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm fürge gefahren, nach der Rückkehr von dem gewohnten Ziergartenpaziergange, den Vortrag des Chefs des Civilcabinetts und daran anschließend die Marinevorträge. Am Abend wohnte der Monarch im Schlosse einem Kriegsspiel bei.

* Auf besondere Einladung des Kaisers wird sich heute Prinz Ludwig von Bayern, der präsumtive Throner der bayerischen Königstrone, mit seiner Tochter Maria nach Stettin in begeben, wo Prinzessin Maria auf der Werk des Rufan am Wittmoos Wittig die Taufe eines neuen Kreuzers vollziehen wird.

* Der königliche Hof leit heute für den verstorbenen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin eine Trauerzeit auf drei Wochen an.

* Die Leiche des Großherzogs von Mecklenburg wird von Gammow zuerst nach Schwerin überführt und zwei Tage in der Schloßkirche ausgestellt werden, darauf wird dieselbe zur Beilegung nach Ludwigslust überführt werden.

* Die Heugestalt in Mecklenburg-Schwerin wird Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin sein. Derselbe ist kinderlos vermählt, die Ehe mit der Großherzogin Friederich Franz II. aus der dritten Ehe mit Prinzessin Marie von Schwarzburg-Rudolstadt sind sämtlich noch unerschütet, und somit ruht die evangelische Descendenz des Hauses Mecklenburg-Schwerin einzig auf dem eben fünfzehnjährigen Großherzog Friedrich Franz IV. Nach der Verzicht auf der letzten katholischen Conine, Prinzessin Marie Windischgrätz, ist bekanntlich der älteste Neffe des nunmehrigen Großherzogs, der Herzog Paul Friedrich, zur katholischen Kirche übergetreten und dadurch begünstigt der Erbfolge hinter seine sämtlichen Brüder und deren Nachkommenschaft zurückgestellt worden; eben deshalb ist auch nicht er, sondern der jüngste Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. aus erster Ehe, eben Herzog Johann Albrecht, mit der auf gerade drei Jahre zu berechnenden Heugestalt betraut worden. Bei drei noch unverschämten Neffen ist auch abzugehen von dem

15 jährigen neuen Großherzog, der vorhin bald des evangelischen Hauses Mecklenburg-Schwerin ziemlich geküßert; gegebenenfalls würde indeß dort nicht das Haus Mecklenburg-Strelitz, sondern jene katholische Linie des Herzogs Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin folgen. Bei diesem Anlaß mag erwähnt werden, daß gegen die Successionsfähigkeit der aus der ersten Ehe des Großherzogs Friedrich Franz II. hervorgegangenen Prinzen aktivmäßig ein Streit ausgedehnt erhoben worden sind; die erste Gemahlin jenes Landesherren, Prinzessin Auguste Auguste-Katharina, sollte in ihrem Stammbaum kleinadlige und jüdische Vorfahren besitzen, was aber jetzt als widerlegt betrachtet wird. Auf die Nachgeborenen des mehrgewählten nationalgewählten und aufgelaufenen Großherzogs gegenüber dem Strelitzer Hofe in der Verfassungsfrage von 1848 bis 1850 und seine Ueberwerfung unter dem preussisch-hannoverschen Schiedspruch zu Freiwalde vom 11. September 1850 soll trotzdem diese dynastische Anfechtung nicht ohne Einfluß geblieben sein.

* In der Sitzung vom 20. März hatte das Herrenhaus dem Präsidenten Fürsten Bied einstimmig die Ermächtigung erteilt, zum Geburtagstage des Fürsten Bismarck die Glückwünsche des Hauses darzubringen. In Ausführung dieses Beschlusses hat der Präsident Fürst Bied dem Fürsten Bismarck die Glückwünsche des Hauses überreicht. Hiermit ist nunmehr folgende Antwort im Herrenhause eingegangen:

Friedrichsbad, 5. April 1897.
Ew. Durchlaucht bitte ich, den Herren Mitgliedern des Herrenhauses für die große Ehre, die mir das hohe Haus durch seinen Glückwunsch dieses Beschlusses hat, für den Präsidenten eine Bitte in Postform oder nahe dem Ortswahlamt gemeldet werden.

* Wie der „Hamburgische Korrespondent“ aus Friedrichsbad berichtet, hat sich das Heiraten des Fürsten Bismarck in den letzten Tagen wesentlich gebessert und ist augenblicklich als recht erfreulich zu bezeichnen.

* Der Reichstagsler Fürst zu Hohenlohe-Schillingensfürst ist gestern früh nach Baden-Baden und die Frau Fürstin Wittings nach Paris abgereist.

* Graf Schulow wird demächst zur Kur in Berlin eintreffen und mit seiner Gemahlin vorläufig in der russischen Hofstadt Potsdam wohnen. Später soll für den Prinzen eine Villa in Potsdam oder nahe dem Ortswahlamt gemeldet werden.

* Generaloberst Frhr. v. Vos vertritt in der „M. A. Z.“ eine Darstellung anlässlich der ihm zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum zugegangenen Glückwünsche.

* Der italienische Minister der Posten und Telegraphen hat antichristlich Todes des Staatssekretärs Dr. v. Stephan an den Reichstagsler Fürst Hohenlohe ein in den beschlissenen Brief abgefaßtes Teleogramm gerichtet, worauf Fürst Hohenlohe mit einem Dankteleogramm geantwortet hat.

* Ueber die Aussichten des Zustandekommens der Militärstrafprozedur ist die „Neue Rev. Cor.“ in der Lage, zu melden, daß den einzigen noch schwebenden Punkt der Verhandlungen zwischen den Kronen Preußens und Bayerns, von deren Ausfall alles Weitere abhängt, der oberste Militärgerichtshof bildet. Die Angabe, daß Bayern einen

Im Hauptquartier des griechischen Kronprinzen.

Larissa, 5. April.

Auf der Eisenbahnfahrt von Bolso aus kamen wir anfangs noch durch eine heilige und wenig bewohnte Gegend; bald aber führen wir durch salzige Wälder und grünen Felder, welche von der Ertragsfähigkeit des thessalischen Bodens zeugen. Nach ca. zwölftägiger Fahrt, auf der wir auch zahlreiche prächtiger Grahngiebel sahen, tauchten im Norden hohe, schlanke Thürme auf. Es sind die Minarets von Larissa, die von der früheren Herrschaft des Salomonen reben, denn es ist noch nicht gar lange her, seitdem das griechische Kreuz hier aufgestellt wurde.

Da man sich in Bolso wegen des Unterommens Angst gemacht hatte, so fuhr ich schnell mit einer Droschke (taxi) nach den 20 Minuten von der Stadt liegenden Bahnhof (Gedrosion, wörtlich Eisenbahn) nach dem ersten besten Hotel. Der Ausruher jagte die halbpferdige Straße nach der Stadt hinein und hielt nach kurzer Zeit vor einem kleinen, einfachen Häuschen, welches den stolzen Namen „Grand Hotel de Bon-Ton“ oder griechisch „Xenodoxion Kalou Kosmos“ trug. Natürlich waren alle Zimmer besetzt, allenfalls hätte ich mit einigen Soldaten auf dem Gangflur kampieren können, vorausgesetzt, daß ich pro Tag für mich und meinen Diener sechs Drachmen Schlafgeld zahlen wollte. Die Sache war wenig einladend, und ich wollte ihn weiter ziehen, als ein junger Däne, der für die Leipziger Philosophie als Schlafkammer hier ist und gut deutsch spricht, mir zu Hilfe kam. Der griechischen Sprache mächtig, wurde er mit dem Witz sehr bald fertig, indem er ihm stammelte, daß Geld von mir zu verdienen sei. Sobald der Herr Hotelier sich flümpen hörte, war er sofort bereit, mich zu behalten. Er machte auch gar nicht viel Umstände, sondern quartierte einfach einen griechischen Artillerieleutnant aus, um mir dessen Zimmer zu geben. Ich wollte natürlich den Herrn seines Zimmers nicht berathen, aber man verhielte mich darüber, indem man erkläre, daß als Fremder würde es für selbstverständlich halten, daß ich als Fremder sein gutes Zimmer be-

halten. Ich habe dies auch bestätigt gefunden; der junge Offizier hielt es für eine Pflicht der Gastfreundschaft, welche in Griechenland außerordentlich gepflegt wird, mir Platz zu machen.

So wohne ich denn im Grand Hotel de „Bon-Ton“. Eine kleine Dorftheater in Deutschland würde mit mehr Recht den Namen „Koté“ verdienen als diese Droschke. Trotzdem ist sie überflüssig, allerdings nicht nur von Menschen, sondern auch von den Griechenland so beliebten kleinen Kunststücken, gegen welche man in Deutschland mit Jaderstein und Petroleum einen Vernichtungskampf führt. Der Witz ist ein älterer, freundlicher Mann und jetzt besonders freundlich, da er an mir ein gutes Geschäft gemacht hat. Ich zahlte für mein Zimmer, Dienerslube und Stallung für 2 Pferde pro Tag 16 Drachmen. Das ist nach deutschem Gelde und deutschen Begriffen ja nicht übermäßig teuer, denn es sind ca. 8 Mark, aber für diese Verhältnisse und für die elende Spekulante ist es enorm teuer. Der Mann hat ja nie in seinem Leben solche Preise erhalten. Er wird einfach reich, wenn das so länger dauert. In diesen Preisen ist natürlich Verpflegung nicht mit inbegriffen, so nicht einmal der Kaffee früh. In unserem Hotel giebt es überhaupt nichts zu essen, denn auch die sogenannte Küche ist in einen Schlafraum umgewandelt, selbst zu trinken giebt es nichts, das muß man Alles auswärtig suchen. Den Frühstücktrunk trinkt man in der Konditorei, und gespeist wird im Restaurant (estiatorion). Das Hotel d'Orion ist das einzige estiatorion, wo man halbwegs genießbares Essen bekommt. Von 12-1 und von 7½ Uhr Abends an trifft man hier die bessere Welt zum lunch beim diner. Das Lokal macht ein gutes Geschäft, es speisen täglich an 500 Personen dort. Das Wem ist nicht sehr reichhaltig. Der Katalog (Speisekarte) weist meist nur zwei = Kammerliten in allen möglichen und unmöglichen Zubereitungen auf, außerdem giebt es häufig makkaronia me salsa pesto = Macaroni mit Pratenauce. Vorwärts letztere besteht, kann man sich leicht vorstellen, wenn man bedenkt, daß alles mit Del gebadet wird.

Unsere Damen werden sich übrigens entfesseln, wenn sie eine griechische Küche sehen. Es steht darin nicht sehr appetitlich aus; selten befragen Frauen oder Mädchen das Kochen, meist schmoren wenige laubere Reits irgend etwas zuzumachen. Die

griechischen Damen zeigen auch wenig Interesse und Verständnis für die Küche.

Der Wein ist billig und wirklich nicht schlecht. In Weiswein giebt es den berühmten Neginat, den man in ganz Griechenland mit besonderer Vorliebe trinkt. Er bildet das Nationalgetränk und ist dem Griechen das, was dem Bayern sein Bier ist. Es ist ein junger, leichter Wein, den man hinten oder hinten-Danz genießt; hierdurch bekommt er einen heiteren Geschmack, ähnlich dem Gräber Bier, auch soll er sich nur durch diese Beimischung halten. Wenn man sich an den herzigen Geschmack gewöhnen kann, so thut man gut, den Neginat zu trinken, denn er ist sehr bekömmlich. Man trinkt ihn auch ohne Wasser, während der rothe Landwein, weil er sehr feurig ist, mit Wasser getrunken werden muß. Von beiden kostet die halbe Lepta gleich zwölf Pfennig. Trotzdem der Wein so billig ist, trinken die Leute hier sehr viel Wasser. Man muß sich aber damit sehr vorheben. Es ist sehr alkalisch und auch unrein. Das Trinkwasser für Larissa liefert der Fluß Salamoussis, der alte Venetos. Auf höherer mit großen Verarbeiten werden in den Fluß geschoben, hier werden die Säde gefüllt und lobann tau Wasser in die Säde gebracht. Da im Fluß gewaschen wird und auch überbereiten an ihm liegen, so kann man sich denken, wie das Wasser beschaffen ist. Ich trinke kein.

Larissa hat über 13000 Einwohner. Die Stadt liegt am rechten Ufer des sibirischen Stroms und hat noch einen sehr orientalischen Charakter. 27 schlanke Minarets verfallener Moscheen, die geräumigen mit Vorhallen versehenen streng abgeschlossenen Badstubehäuser zeugen noch von der Türkenherrschaft. Seit Arzgenz wird der Pfeffer des Zeleams wieder die Ostländer von Minaret zum Gebirg. Die wenigen Muselmanen Larissas haben den griechischen Kronprinzen um seine Erlaubnis hierzu gebeten, und er hat sie bereitwillig erteilt. Die Hauptmoschee, in der noch Gottesdienste abgehalten wird, liegt nicht neben dem Hofquartier des Kronprinzen, welches auch keinen kirchlichen Eindruck macht. Man hat es im Innern etwas wohllich eingerichtet, zumal auch die Kronprinzessin Sophie und die Prinzessin Marie mit nach Larissa gekommen waren, um unter dem Zeichen des rthen Kreuzes für die Soldaten zu sorgen. Die hohe Frau pflegt mit der griechischen

Halle'sche Lokalnachrichten vom 13. April.

Der Stadtvorstand über Original-Briefmarken ist nur mit befristeter Cassation...

Stadtvorstand: Verammlung. In der gestrigen Sitzung wurde erneut über die Festlegung der Gemeindegrenzen...

Der Anarchisten-Prozess Kofschemann.

— Berlin 10. April.

Aus der gestrigen Verhandlung, die erst gegen 11 1/2 Uhr Nacht...

Der Präsident legt sodann dem Angeklagten zwei „Kassiber“...

Der Präsident legt sodann dem Angeklagten zwei „Kassiber“...

Der Präsident legt sodann dem Angeklagten zwei „Kassiber“...

Der Präsident legt sodann dem Angeklagten zwei „Kassiber“...

Der Präsident legt sodann dem Angeklagten zwei „Kassiber“...

Der Präsident legt sodann dem Angeklagten zwei „Kassiber“...

Gerichtssitzung.

1. Halle, 12. April. (Strafkammer.) Der Versuchung...

dem von ihm die letzte Strafe wegen Diebstahls verbüßt war, hatte...

Stuppel. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit wurde verhandelt...

Die Landtagsdebatte, die sich vor einiger Zeit zwischen dem...

Wermischtes.

Erkundung von Gräbern in Ken-Gruen. Aus Briefen...

Blätter melden, darüber aufgefallen, daß sie auf den Briefmarken...

Wetter-Nachrichten aus Weimar der Berichte der deutschen...

Wittwoch, 14. April: Wind verändert, lebhafter Wind, kühl, Niederschläge.

Table with exchange rates for various currencies and goods, including Gold and Silber.

Volkswirtschaftlicher Theil.

Chemische Fabrik Buxton. In der Sitzung des Aufsichtsrats...

Währungsreform und Eisenwerke vorm. Seidel u. Mannmann...

Donnerstagschritte. Der Aufsichtsrat schlägt für 1896 9 Pro. Dividende vor.

Die Geschäftsberichte des „Norddeutschen Lloyd“...

Die Amsterdamer Bank zahlt für 1896 8 1/2 Pro. Dividende...

Die Märkte.

Schlachtviehmarkt im hies. Viehvieh in Halle am 12. April.

Table with market prices for various types of livestock, including cattle and sheep.

Beacht über den Schlachtviehmarkt auf dem hiesigen Viehvieh zu Leipzig am 12. April 1897.

Table with market prices for various types of livestock, including cattle and sheep.

Die junge Königin von Holland hat sich, wie Amsterdam...





(Nachdruck verboten.)

Auf der Meige des Jahrhunderts.

23)

Roman von Gregor Samarow.

„Pfui, Herr Baron,“ rief Friedrich, in ſeiner Entrüſtung den Reſpekt vergeſſend, „ſo etwas hätten Sie nicht ſagen, auch nicht einmal denken ſollen! Habe ich Ihnen jemals Grund gegeben zu einer ſo ſchlechten Meinung? Der alte Friedrich Krufe ſollte ſeine Herrſchaft in der Noth verlaſſen? Verzeihen Sie, Herr Baron, zu einem ſolchen Gedanken muß ich noch einmal „Pfui!“ ſagen.“

„In der Noth verlaſſen,“ ſagte der Baron freundlich, „das iſt es nicht, was ich meine. Jeder Menſch hat für ſich und ſeine Exiſtenz zu ſorgen, Du ſowohl wie ich, und wenn die meinige zuſammenbricht, ſo iſt es ja meine Pflicht, etwas zu thun, um Dir eine Zukunft zu ſichern.“

„Was kümmert mich meine Zukunft,“ ſagte Friedrich. „Wo der Herr Baron bleibt, da kann ich auch bleiben; und darum, wie Sie es meinen, habe ich vorhin nicht gefragt und von den Sorgen geſprochen. Nein, nein, es iſt etwas Anderes,“ fuhr er wieder verlegen und zögernd fort. „Ich habe eine Bitte, eine bringende Bitte, die der Herr Baron mir nicht abſchlagen dürfen, — ich habe ſo lange Ihr Brod geſeſſen; und da ich ja nichts für mich bedarf, was Sie mir nicht geben, und allein in der Welt daſtehe und für Niemand zu ſorgen brauche, ſo habe ich nur von meinem Lohn da eine Erſparniß zurückgelegt, die wohl nicht viel bedeutet, aber doch immer etwas in der augenblicklichen Bedrängniß iſt, die dem Herrn Baron durch die ſchlechten, elenden Menſchen, die wie die Geier loſtſtürzen, wo es ein Unglück giebt, bereitet wird. Hier, Herr Baron,“ ſagte er, „da ſind meine Erſparniſſe, erweiſen Sie mir die Ehre, das elende Geld anzunehmen, das für mich nichts bedeutet und nur Werth erhält, wenn ich damit dem Herrn Baron die Sorge erleichtern kann.“

Er zog aus ſeiner Taſche ein Packet in grauem Papier hervor und reichte es mit zitternder Hand dem Baron.

Dieſer öffnete den Umſchlag.

Derſelbe enthielt Banknoten in verſchiedenen Größen.

„Es ſind ſo um die dreitauſend Mark herum,“ ſagte Friedrich. „Viel iſt es ja nicht, aber es kann doch vielleicht helfen, um den erſten Anprall auszuhalten.“

Auch des Barons Hand zitterte, als er die Banknoten auseinanderſchlug.

„Mein lieber Friedrich,“ ſagte er bewegt, „ich habe Dir Unrecht gethan, Du biſt ein braver Menſch, ſo brav und treu wie kein Anderer, aber dies kann ich nicht annehmen, mich würde es doch kaum retten, wenn keine andere Hilfe kommt, und ich weiß nicht, ob ich im Stande ſein werde, es Dir zurückzugeben.“

„Die andere Hilfe wird kommen, Herr Baron, oder es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Himmel ſein,“ rief Friedrich beſtig, „und wenn Sie mir das Geld nicht mehr zurückgeben können, dann iſt's mir der liebe Gott ſchuldig und der bezahlt ſeine Schulden und wird mich auch nicht verkommen laſſen.“

„Das geht nicht, Friedrich, das geht nicht,“ ſagte der Baron abwehrend.

„Es geht nicht?“ unterbrach ihn Friedrich. „O, ich weiß es wohl, daß der Herr Baron ſtolz ſind, und Sie haben auch ein Recht dazu, aber ich habe es doch in den langen Jahren, in denen ich in Ihrem Hauſe nach Kräften meine Schuldigkeit gethan, nicht verdient, daß Sie mich ſo verachten. Von dem ſchmutzigen Wucherer würden Sie das Geld nehmen und da bin ich denn doch noch beſſer — und glauben Sie denn, daß ich es ausſchalten kann, zu ſehen, wie Ihnen das Herz bricht und wie

Fräulein Marianne nur mit Mühe den ganzen Tag die Thränen zurückhält und dabei dieſe elenden Feigen da in meiner Truſte liegen? Nein, Herr Baron, wenn Sie ſchlecht und gering von mir denken, dann kann ich nicht bei Ihnen bleiben, das iſt ein Hochmuth von Ihnen, verzeihen Sie's mir, der dem lieben Gott nicht wohlgefällig ſein kann, aber dann werde ich dieſe elenden Papiere zerreißen und in's Feuer werfen, das ſchwöre ich Ihnen, und nicht in ein anderes Haus, nicht zu Herrn Geldermann und ſeinesgleichen werde ich gehen, ich werde mir Arbeit ſuchen, und wär's als Steinklopfer an der Chauſſee; dann werde ich wenigſtens vor mir ſelbſt Achtung haben und wiſſen, daß ich nicht ſo niedrig bin, wie der Herr Baron mich ſchätzen! Gewiß würden Sie nicht meine Hand zurückweiſen, wenn ich Ihnen in's Waſſer nachspränge, um Sie vom Ertrinken zu retten — und iſt denn nicht mein Leben mehr werth, als dieſes traurige Geld?“

Seine Stimme bebte immer mehr.

Er konnte nicht weiter ſprechen.

Laut ſchluchzend ſtreckte er die Hand nach den Banknoten aus.

Der Baron wendete ſich ab, um die Thränen zu verbergen; die auch aus ſeinen Augen hervorbrachen.

Einige Augenblicke hörte man nur das Schluchzen des alten Dieners im ſtillen Zimmer.

Dann wendete der Baron ſich zurück und ſagte, ſich gewaltſam zur Ruhe zwingend:

„Gut, Friedrich, Du haſt Recht. Wenn Du Dein Leben wagen würdeſt, um mich zu retten, ich würde es annehmen, und Du biſt, bei Gott, mehr werth, als dies hier; ich nehme es an, wir werden uns ſpäter darüber verrechnen. Du warſt mir lange Jahre ein treuer Diener, auf den ich wahrlich nicht hochmüthig herabzuſehen habe, jetzt biſt Du mir ein Freund geworden.“

Er nahm Friedrichs Hand und drückte ſie herzlich.

Der Alte ſchluchzte noch lauter.

Er beugte ſich auf die Hand des Barons, die er küßte und mit ſeinen Thränen benetzte.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron,“ ſagte er.

Mehr konnte er nicht hervorbringen, und, ſchnell ſich umwendend, eilte er aus dem Zimmer.

Der Baron ſah ihm lange nach. Dann trat er an die Balkenthür, faltete abermals die Hände und ſagte:

„Eben noch habe ich murrend zum Himmel aufgesehen — Gott lebt noch und möge mir meinen Kleinmuth verzeihen. Ich habe ſeine Macht wiedererkannt in einem Menſchenherzen, das nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen iſt.“

Lange noch ſtand er, zum Himmel aufblickend, da und leiſe klang es von ſeinen Lippen:

Der Wolken, Luſt und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo mein Fuß gehen kann!“

8.

Der Kammerherr war am nächſten Morgen früh nach der Reſidenz zurückgekehrt.

Er fuhr wieder in demſelben Zuge wie Atkins; aber dieſer vermied es, in dasſelbe Koups einzusteigen; er wußte ſich auf der ganzen Reiſe den Blicken des Kammerherrn zu entziehen und zögerte auch bei der Ankunft in ſeinem Koups, bis jener den Perron verlaſſen hatte.

Zu Hauſe angekommen, trug er ſeinem Diener Kieſel auf, über den Kammerherrn von Holberg, deſſen Wohnung er ſogleich im Adreßbuch fand, in vorſichtiger und geſchickter Weiſe ſo ausführliche Auskunſt als möglich einzuziehen über Alles, was deſſen Verhältniſſe, Beziehungen und Verkehr betreffe.

Kiesel versprach das Seinige zu thun und begab sich sogleich an's Werk, während Atkins sich in sein Zimmer einschloß, um in gewohnter Weise die inzwischen eingegangene Korrespondenz zu erledigen.

Auch der Kammerherr setzte sich an den Schreibtisch. Er zeigte zunächst dem Justizrath Lorbach an, daß er in wenigen Tagen ihm die Generalvollmacht des Barons Rochus bringen und ihm dann in dessen Namen die weiteren Dokumente ausstellen werde.

Dann schrieb er an Meinhard einen langen Brief. Er sprach demselben zunächst seine innige Theilnahme an dem Schicksal aus, der seine Familie getroffen, und sagte ihm, daß er es übernommen habe, soviel in seinen Kräften siehe, zur Ordnung der verwickeltesten Verhältnisse mitzuwirken. Für Meinhard's Liebe, so schrieb er weiter, wären ja die unglücklichen Verhältnisse jedenfalls recht traurig und verhängnißvoll, da selbst bei einer einigermaßen günstigen Wendung kaum soviel übrig bleiben würde, um die für die Heirath eines Offiziers erforderlichen Bedingungen zu erfüllen. Doch könne er ihm jetzt kaum rathen, sich zurückzuziehen; auch er sei bereit, ihm mit Rath und That beizustehen und halte es für das Beste, so schnell als möglich eine Entscheidung herbeizuführen, ob seine Geliebte gesonnen sei, auch unter diesen so ungünstigen veränderten Verhältnissen ihm treu zu bleiben, was er nach der Schilderung, die Meinhard ihm von dem Gegenstande seiner Liebe gemacht, voraussetzen müsse. Wenn sie dann Beide entschlossen wären, zu einander zu halten, so sei ja die Sache nicht so schlimm. In zehn bis zwölf Jahren könne Meinhard Rittmeister oder Hauptmann sein, und wären sie ja Beide noch nicht alt. Außerdem aber wollte er, der Kammerherr, versuchen und alle seine persönlichen Beziehungen aufbieten, um ein Arrangement zur Erfüllung jener persönlichen Bedingungen möglich zu machen; er nehme dann aber die Sache ernst und müsse von Meinhard sein Wort verlangen, daß er wirklich unabänderlich an seiner Liebe festhalten werde. Er könne unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen auch Meinhard zu einer Geldheirath, wie sie sein Vater gewünscht hätte, nicht rathen; das Arrangement derselben würde jetzt schwieriger sein, und es entspräche auch seinem Gefühl nicht, daß Meinhard sich von seiner Frau ganz und gar abhängig machen solle. Er habe von dem Baron Rochus und der Erlaubniß erhalten, sich um Marianne zu bewerben, und sein höchster Wunsch wäre es, deren Liebe zu gewinnen. Das Unglück habe auf diesen Wunsch keinen Einfluß; er werde auch im Stande sein, mit Wenigem fertig zu werden und sich auf seine Karriere zu verlassen. Für jetzt träte dies Alles freilich vor der Sorge zurück, einen Ausweg aus den Verlegenheiten zu schaffen und womöglich eine Hypothek für Alten-Holberg aufzubringen. Doch betrachte er sich jetzt als zur Familie, nicht dem bloßen Namen nach, gehörig und glaube Meinhard einen brüderlichen Rath geben zu dürfen.

Er ging, nachdem er diesen Brief abgeendet, zu einem bekannten Geldmakler, um mit diesem über die Beschaffung der notwendigen Hypothek, sowie ein augenblicklich aufzunehmendes Darlehn zu sprechen.

Der Makler sagte seine Bemühungen für die Hypothek zu, versprach auch wegen des Darlehns Schritte zu thun, jedoch erklärte er namentlich die Beschaffung des letzteren für sehr schwierig, wenn nicht genügende Sicherheit bestellt werden könnte, da die Mitleidenschaft des Barons Rochus am Garber'schen Konkurs bekannt sei und daher ein persönlicher Kredit sehr schwer zu erreichen sein würde.

Am nächsten Morgen schon erhielt der Kammerherr ein Billet des Justizrath Lorbach. Da auch zu gleicher Zeit die Generalvollmacht eintraf, begab er sich zu der festgesetzten Konferenzstunde zu dem Justizrath.

Dieser erklärte die ausgestellte Vollmacht als vollkommen genügend, um den Kammerherrn zur Führung aller Rechtsgeschäfte für seinen Namensvetter zu legitimiren. Er entwarf sogleich auch eine Vollmacht für sich selbst und die rechtsgültige Zulage des verabredeten Honorars für seine Bemühungen und machte dem Kammerherrn die Mittheilung, daß er bereits mit dem Justitiarius des Hausministeriums über den Fall gesprochen und diesen geneigt gefunden habe, einen Vergleich zu befürworten, wenn bei der näheren Prüfung der Sache sich für die behaupteten Erbanprüche begründete Stützpunkte würden finden lassen. Doch werde die Prüfung der Sach- und Rechtslage eine nicht zu kurz abgemessene Zeit in Anspruch nehmen, ehe sich bestimmte Anhaltspunkte über den Erfolg geben ließen, den er übrigens für ziemlich wahrscheinlich halte, wenn auch bei einem Vergleich nicht der ganze Umfang jener Ansprüche realisirbar werden möchte.

Der Kammerherr war über das Vertrauen des berühmten Juristen auf den Erfolg ebenso erfreut, wie über die von diesem in Aussicht gestellte Verzögerung, da ein zu schneller Erfolg für seine Pläne durchaus nicht paßte und er zunächst vollkommen sicher sein mußte, daß Meinhard die Bedingungen der Erbfolge nicht erfüllen könne oder wolle.

Nachdem er so nach allen Seiten hin das Ziel vorbereitet hatte, von dessen Ausgang für ihn der Gewinn einer großen und freien Existenz abhing, suchte er erst Marianne auf.

Es war sein Grundsatz und seine Gewohnheit, niemals den leichten Genuß des Lebens mit den ernstlichen Dingen zu vermischen und sich weder in der Klarheit des Denkens zu stören, noch sich die Lebensfreude durch Sorgen trüben zu lassen.

Marianne slog ihm freudestrahelnd entgegen, schmiegte sich an ihn und sagte, zärtlich zu ihm aufblickend:

„Da bist Du wieder, mein Geliebter, wie glücklich macht mich das — o, ich war recht traurig während der Lage Deiner Abwesenheit, ich wollte heute schon kommen, um nach Deiner Rückkehr zu fragen.“

„Traurig, meine Marianne?“ sagte er, ihr weiches, duftiges Haar streichelnd. „Und warum? Daß Du Dich ein wenig nach mir gesehnt hast, das glaube ich wohl und hoffe, daß Du es immer thust, aber traurig solltest Du nicht sein über eine kurze Trennung; ist sie nicht die nothwendige Bedingung für die Freude des Wiedersehens, die ja doch eine der schönsten Blüten der Liebe uns darbietet?“

Sie schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Ja, ja,“ sagte Sie, „das Wiedersehen ist süß und herrlich. Alles erscheint dann so neu, wie die Frühlingstrieb nach dem Winter, und ich bin sonst wohl glücklich gewesen, wenn ich mich darauf freute; aber diesmal war es mir so traurig, mir war zu Muth, als ob die Entfernung sich wie ein kalter Nebel zwischen uns legte, der sich immer mehr verdichtete und endlich zu einer festen Scheidewand würde, hinter welcher Du mir verschwinden möchtest für immer — o, ich fühlte die Kälte dieses Nebels an meinem Herzen und mußte weinen, so bitter weinen wie damals, als ich meine Eltern und meine Heimath verlor und hinausziehen mußte in die fremde, kalte Welt.“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Im Himmel.

Von A. Trinius.

Am Ausgang der kleinen Kirchgasse liegt die Diaconie. Es ist ein schlichter, weißgetünchter hochgieblicher Bau, dessen Hauptfront nach dem geräumigen Schulplatze ausblickt, auf dem, von Kastanien umkränzt, die beiden Schulgebäude sich erheben. Zwischen ihnen hindurch schaut man in Obstgärten, an welche sich, bergan steigend, der stille, schöne Friedhof schließt. Ferne, sonn- beglänzte Höhenzüge begrenzen das friedliche Bild.

Zwei Steinstufen führen zur Hausthür hinan. Sie sind recht ausgetreten und erzählen, wie viele Füße hier täglich und seit Jahren darüber hin schurren. Wenn's das Städtchen nicht wüßte, die Steine erzählen's hier, welche Liebe und welche Vertrauen der tapfere, blonde Seelsorger bei den Armen seiner Gemeinde genießt. Denn die Reichen bedürfen des Zuspruchs nicht. Was da aber Noth leidet und wem's 'mal so recht das Herz abbrückt, der nimmt den Weg zur Diaconie, und er wird ihm nicht schwer. Der Herr Diaconus wird schon Rath schaffen. Er theilt, so weit er mit seinen bescheidenen Mitteln theilen kann und giebt hundertfältig mehr als der Besizende, der das kärgliche Almosen dem Flehenden mit schwer verhehltem Uebelwollen und Mißtrauen hinwegwirft. Und kann der junge Pfarrersmann nicht mehr geben, so hat er doch Trost und Hoffnung zur Hand und weiß dann auch Andere menschlich anzustimmen.

Das erzählen uns die abgenutzten Steinstufen vor der Hausthür. Was an Freunden und Bekannten zu dem Diaconus kommt, das wirft zuerst einen Blick rechts seitlich der Thür in das Fenster. Dort steht der Arbeitstisch, da liegt im Erdgeschoß zur Rechten des ziegelgeplasterten Flurs sein Studirtischchen. Da tippt man denn gegen die Scheibe, eine lange, hagere Gestalt schiebt in die Höhe, ein freundlich nickender Kopf wird sichtbar, verschwindet, und in der nächsten Minute steht man schon drinnen.

Na, schön willkommen! Das ist recht, daß Sie sich auch 'mal wieder blicken lassen! Segen Sie sich! Schönes Wetter, haufen! Wie geht's sonst? —

Die Armen und Bedrückten aber halten auf den Stein-
stufen still und ziehen die Schelle. Mit durchdringendem, fast
freischendem Tone läutet sie in jede Stube, jeden Winkel hinein,
in Keller und Boden, als wollte sie sagen: Thür auf und Herzen
auf! Da draußen steht wieder ein armes Menschenkind und
jittert und weint! Es leidet Noth, es hat ein Liebes verloren!
Macht auf, macht auf!

Und dann knarrt oben ein Fenster, ein Flügel öffnet sich,
ein weiblicher Kopf fährt heraus. Gleich darauf springt durch
einen Druck unten die Thür auf und nebenan erscheint im
Rahmen seiner Stubenthür die Gestalt des Pfarrers.

So sieht's in der Diaconie am Schulplatz aus und so spielt
sich dort ein Theil des täglichen Lebens ab.

Der sich unablässig mühte, Sonnenschein Anderen ins Herz
scheinen zu lassen, er selbst fühlte es ja dankbar, welch' frohe
Helle durch sein eigenes schlichtes Heim ging. Freude am Wirken,
die Liebe seiner Gemeinde, ein tapferes gesundes Weib und zwei
aufblühende Kinder — was bedurfte es mehr? War das nicht
volles Glück? Wenn unter seinem Fenster das Lachen der beiden
Kleinen aufscholl, im Spiel oder kindlichem Haber die Stimmchen
hörbar wurden, da ließ der junge Seelsorger wohl für ein paar
Minuten die Feder ruhen. Er richtete sich auf und lauschte. Und
dann ging ein verschönerndes Lächeln über sein hageres Antlitz.

Sein Aeltester, der fünfjährige Hilmar, war das Ebenbild
seines Vaters. Aufgeschossen, mit einem scharf martirten Gesicht,
aus dem ein paar graublau Augen hell und durchdringend in
die Welt blickten, besaß er eine ganz eigenthümlich grübelnde
Art, die allen Dingen auf den Grund zu gehen trachtete und
ihn über seine Jahre hinaus alt erscheinen ließ. Seine Ge-
danken schwirrten oft weit über kindliches Verstehen und Begreifen
hinaus.

Wenn er seinen Vater im schwarzen Talar aus dem Hause
treten und die Richtung nach dem nahen Gottesacker nehmen sah,
dann hellte sich sein munteres Gesichtchen auf. Er sprang heran,
umfakte des Vaters Hand und kettelte schmeichelnd:

Darf ich mitgehen? Nur ein Stückchen?

Bis zur Schule, dann kehrt Du um!

Heut' ist wieder Begräbniß? Oelt? Ei, das ist schön! Er
lachte auf und machte einen Freudenfaß. Dann blafen sie
wieder — das hör' ich gern — und viele Menschen kommen
vorbei.

Der Pfarrer strich ihm sanft über das aschblonde Haar.

Nicht so sprechen, Hilmar! Ein Begräbniß ist nichts Lustiges.
Da muß man hübsch ernst sein.

Der Bube sah verwundert an den Vater hinan.

Nichts Schönes? Nichts Lustiges? Mutter hat uns doch
erzählt, wer einmal stirbt, kommt in den Himmel zum lieben
Gott und wird ein Engel. Und immer so herumstiegen können
— so wie ein Vogel — das denke ich mir schön! Wenn ich
solch ein Engel wäre, ich käme jeden Tag zu Euch und besuchte
Euch. Dann spielt' ich mit Urjel Haschen — aber dann kriegte
sie mich nicht ein — gar nicht — ich flög immer gleich in die
Höhe.

Ernst blickte der Diaconus nieder. Seine Hand glitt über
das erregte Gesicht des Knaben.

So — nun fehr' um, Hilmar! Sei brav und spiele mit
der Schwester hübsch. Er bog um die Ecke und schritt langsam,
gesenkten Hauptes hinüber zum Gottesacker.

Hilmar aber stürmte zum Hause zurück, riß die Hausthür
auf und schrie die Treppe hinauf:

Urjel, Urjel! komm herunter — 's ein Begräbniß! Da wird
Musik gemacht.

Wenige Augenblicke darauf stand die um ein Jahr jüngere
Schwester neben ihm auf dem Schulplatze, ein dralles, braun-
haariges Ding mit blitzenden Augen.

Hörst Du — Urjel — da blafen sie schon! Rattata,
Rattata!

Die Geschwister hielten im Schatten einer Kastanie und
lauschten mit vorgebeugten Köpfen den Trauerklängen, welcher
Frühlingswind vom Friedhofsgräber herübertrug.

Begraben ist wohl schön? forschte Ursula.

Ueberaus wichtig nickte der Bruder.

Hast Du's schon einmal gesehen, Hilmar?

Erneutes Nicken.

„Wie ich 'mal mit der Marie aus dem Walde kam. Hm!
Ah, da kommen viele Menschen — und da giebt's schöne Blumen
und viele, viele Kränze — und wer recht artig gewesen ist —

bei dem wird Musik gemacht — ja — und Vater spricht so schön
— ja! — —

Und dann? Urjels dunkle Augen hängen forschend an
dem Gesicht des Bruders, der ihr in dieser Stunde so viel
größer und klüger erscheint. Und dann? wiederholt sie ge-
spannt.

Dann? Dann wird man ein Engel und wohnt beim lieben
Gott.

Urjel guckt steif in den Himmel, bis drüben der letzte Ton
sanft verschwimmt. Da athmet sie auf.

Nun ist er beim lieben Gott! Gelle? Hilmar nickt.

Sie fassen sich Beide an und hüpfen lustig in den kleinen
Garten hinter der Diaconie. Da spielen sie Begraben.

Das eigene, kluge Wesen des Jungen hatte ihn bereits
einen Beinamen eingebracht. Ein Freund seines Vaters, der
einen besonderen Gefallen an dem geweckten Kleinen gefunden,
hatte ihn einmal scherzhaft mit „Evangelist“ angeredet. Bei
diesem Namen blieb es fortan. Doch Hilmar schien dies nicht
zu behagen. Als der Hausfreund sich wieder einmal von dem
kleinen „Evangelisten“ verabschiedet hatte, eilte derselbe zum
Vater und barg verkümmert sein Köpfchen an ihm.

Na, was hast Du?

Der Dunkel sagt immer so'n nähr'ches Wort zu mir. Das
soll er nicht!

Er macht ja nur Spaß, Hilmar.

Ich will's nicht hören!

Von da ab lief er fort oder versteckte sich, sobald er das
Kommen des bösen Onkels bemerkte.

Eines Abends feierte man in der Diaconie Schummerstunde.
Jedes der Eltern hielt ein Kind auf dem Schooß. Weiter, im
Märchentone ging die Rede. Dazu tickte die Wanduhr und ein
leichtes Holzfeuer — es war inzwischen Herbst geworden —
prasselte im braunen Kachelofen.

Tiefere Schatten webten mehr und mehr in dem Stübchen,
bis es ganz in Dunkel sich hüllte, durch das dann und wann ein
aufplackernder Gluthstrahl des Feuers magisch suchte. Eine kleine
Pauze war im Plaudern eingetreten, bis plötzlich Urjel jauchzend
in die Hand patzte und rief:

Da ein Stern — da noch einer! Ach ich seh' so viele
Sterne!

Ich auch, fügte Hilmar hinzu.

Aber ich doch noch viel mehr als Du! Ganz gewiß! Nicht
wahr, wandte sich dann die kleine Schwägerin zum Vater, auf
dessen Knien sie sich schaukelte: Nicht wahr? Jeder Mensch, der
stirbt, wird 'mal ein Stern?

Ja, mein Kind!

Siehst Du, Hilmar! Das weiß ich schon lange!

Der Bruder schwieg darauf. Seinem Gesicht aber sah
man es an, daß wieder eine Frage ihm das Denken etwas er-
schwerte.

Mutterchen?!

Nun, was denn, Junge?

Wenn nun einmal alle Menschen gestorben sind und nur
noch einer lebt — wer begräbt ihn dann?

Du mußt nicht immer an so etwas denken! Das weiß
ich nicht!

Aber ich weiß es, Mutterchen? Der liebe Gott!

Stumm drückte die Pfarrerin ihren Aeltesten an sich. Dann
ließ sie ihn niedergleiten und erhob sich, die Lampe vom Vorsturz
herein zu holen. —

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Aus Brahms' jungen Jahren. Der Vater unseres
nun entschlafenen Johannes Brahms war bekanntlich Contra-
bassist in Hamburg. Dieser Mann, der seinem „Johann“ die
Elemente seiner Kunst eingeimpft hat, war einer der originellsten
und ob seines meist unfreiwilligen Humors stadtbekanntesten
Musiker in Hamburg. Insonderheit ließ er sich bezüglich seiner
eigenen Leistungen auf dem Contrabaß nicht so leicht „an den
Wagen fahren.“ Als ihm sein Dirigent einmal sagte, er habe
wohl etwas unrein gespielt, da lautete die offenerzige Antwort
des Alten: „Herr Kapellmeister, ein reinen Ton auf den Konter-
baß is en puren Sufall!“ Und ein ander Mal, als ihn der-
selbe Dirigent bat, ein wenig lauter zu spielen, entgegnete der
entzürstete Künstler: „Herr Kapellmeister, dies is mein Konter-
baß, und da kann ich so laut auf spielen, als ich will!“ — Die

vornehmsten Kunstgenosse in seiner Knabenzeit hat Johannes Brahms im Elternhaus gehabt, wo sich einige Kollegen und Altersgenossen des Alten zu den für unser Ohr kaum erträglichen, damals aber recht beliebten Flötenkonzerten zusammenfanden. Dann sagte der alte Brahms zu seinem Sprößling: „Jehann, schüt de Dör off, de Dolsch künmt.“ Johann schloß zu, und das Konzert ging los. Schon als Junge hat Johannes Brahms sich durch Musikern, sogar durch Aufspielen zum Tanz Geld verdienen müssen. Eines Abends spät, als der Knabe längst im Bett lag, klopfte ein herrschaftlicher Diener an die Hausthür des alten Brahms. Ein Fenster öffnet sich und man hört folgendes Zwiegespräch in stiller Nacht. „Weder is doar?“ „Du sein, mak upp, Jehann schall speelen!“ — „Wo denn?“ „Bi Schröder upp'n Burstah!“ — „Wat gist et denn?“ — „Dwe Daler un duhn (betrunken)!“ Und „Jehann“ mußte aus dem Bett heraus und bei Schröder auf dem Burstah spielen. — In dieser Weise und unter solchem Regiment vollzog sich diese Erziehung den Knaben, der berufen war, als ein Titane der Tonkunst die Geister zu beherrschen und die Welt zu erobern. — Kürzlich ging eine Notiz durch die Blätter, laut deren der uns jetzt entriessene Meister der Frauenliebe unzugänglich gewesen sei. Das mag im Allgemeinen zutreffen; doch ist ein Fall bekannt, der als Ausnahme gelten dürfte; vielleicht sogar hat den Meister der „Korb“, den er sich dabei holte, bestimmt, einsam zu bleiben. Brahms verkehrte als junger Mann viel im Hause des Hamburger Bürgers Hermann Wagner, der überhaupt fast alle Tage Kunstgrößen bei sich sah, insonderheit Clara Schumann, auch zeitweilig den damals schon berühmten Joseph Joachim, Rudolph und Adolph Schulte. Auf einer Soiree bei Wagner's lernte Brahms Fräulein P., eine reizende Wienerin, kennen und machte ihr gleich an demselben Abend coram publico einen — Kniesfall. Die Wienerin aber entfloß ganz erschrocken, und Brahms mußte sich von der anwesenden Frau Clara Schumann eine ganz gehörige Strafpredigt gefallen lassen. Als bald darauf Frä. P. nach Wien zurückkehrte, folgte ihr der liebende Brahms fast auf dem Fuße nach, mußte es aber erleben, daß Fräulein P. sich mit „einem Anderen“ vermählte. „Der Jüngling war über dran“ und — blieb ledig, verließ indessen Wien nicht mehr, wenigstens nicht auf längere Zeit.

Das Radfahren als Feind des Tanzes. Es ist schon viel über Vortheil und Nachtheil des Radfahrens gesprochen und geschrieben worden; nunmehr hat man herausgefunden, daß sehr eifrige Radfahrer vollkommen die Fähigkeit einbüßen, grazios einen Walzer zu tanzen. Das lange, fortgesetzte Treten der Pedale verursacht eine übermäßige Anstrengung der Wadenmuskeln und läßt diese weit über die natürliche Form anschwellen. Jeder Radfahrer wird zugeben, daß ihm nach einer drei bis vier Meilen weiten Fahrt selbst das Gehen sehr schwer wird. Die Muskeln, die beim Tanzen in Bewegung kommen, werden durch beständiges Radfahren geradezu gelähmt. Es wird daher einem passionierten Fahrer schließlich völlig unmöglich sein, sich mit der für das Tanzen notwendigen Leichtigkeit auf die Fußspitzen zu erheben und die Tanzschritte mit Anmuth auszuführen. Auch in mancher anderen Beziehung machen sich die Nachteile des Radfahrens bemerkbar. Ganz abgesehen von der eigenthümlichen Ungeglichtheit und Steifheit in der Bewegung, prägt sich die allzu grobe Hingabe an den Radsporn auch noch in der Haltung und der Figur des Fahrers in höchst unvortheilhafter Weise aus. Ein Mensch, der den größten Theil des Tages auf seinem geliebten Stahlroß zubringt, macht bald den Eindruck eines Schwindsüchtigen, oder wenn sein sonstiges Aussehen die Annahme Lügen strakt, wirken doch der trumme Rücken und die nach vorn geneigten Schultern in hohem Maße unvornehmlich. Selbstverständlich werden diejenigen Personen, die den Sport nur mäßig betreiben, wenig oder garnicht von den Unannehmlichkeiten des Radfahrens betroffen.

Zahlenspielerereien. Es giebt eigentlich nicht viele Menschen, die sich mit besonderer Vorliebe mit den Ziffern beschäftigen, und doch wird derjenige, der tiefer in das Wesen der Zahlenwelt eindringt, viel Interessantes finden. Hier einige Beispiele: Die Legende von der Belohnung, die sich der Erfinder des Schachspieles ausgebenen hat, ist ziemlich bekannt; er verlangte auf das erste der 64 Felder ein einziges Weizenkorn, auf das zweite 2, auf das dritte 4, und so fort auf das nächste immer das Doppelte des vorhergehenden. In Summa macht dies auf allen 64 Feldern zusammen nicht weniger als 18 446 744 037 709 551 615 Weizenkörner aus. Um sich einen Begriff zu machen, welche Masse dies ausdrückt, denke man sich einen Eisenbahnzug, der so lang ist, daß er um die Erde herum geht, und daß solcher Züge einer dicht neben dem anderen in einer Breite von zehn Kilometer stehen; dieses Fahrmaterial könnte den Transport allenfalls bewältigen. — Ein Beispiel großer Vermehrung bietet auch das Staninchen. Die Fruchtbarkeit dieses Thierchens ist außerordentlich groß, und ein Paar bringt unter Berücksichtigung der Sterblichkeit jährlich mehr als zehn Paar Junge zur Welt, die mit fünf bis sechs Monaten bereits zur weiteren Vermehrung geeignet sind. Im zweiten Jahre sind dies wohl erst 100 Paar, im dritten aber schon 1000

im vierten 10 000, im fünften 100 000, und im sechsten ist die Million komplet, die von einem einzigen Pärchen abstammt. — Wie sehr man sich in Schätzungen täuschen kann, beweist folgendes Beispiel: Wenn man sich am Aequator um die ganze Erde herum einen Ball aufgeschichtet denkt, der ein Meter hoch ist, wird die Peripherie auf dem Walle viel größer sein als unter dem Walle? Jeder glaubt wohl, daß der Unterschied Tausende von Metern ausmachen muß, da ja der Umfang circa 40 000 Kilometer beträgt — mit nichten, der ganze Unterschied um die Erde herum beträgt bloß 6¹/₂ Meter, um welche der obere Kreis größer ist. — Von Ziffernspielerereien sind viele allbekannt, besonders jene, die sich auf die Theilbarkeit durch 9 beziehen, auch daß die Zahl 12 345 679 mit 9, 18, 27, 36, 45, 54, 63, 72 und 81 multipliziert, lauter gleiche Ziffern giebt, wird Vielen nicht neu sein.

Weniger bekannt aber ist das folgende hübsche Ziffernquadrat:

Die Zahl 142 857	285 714
mit 3 multipliziert giebt	428 571
„ 2 „ „	285 714
„ 6 „ „	857 142
„ 4 „ „	571 428
„ 5 „ „	714 285

also horizontal und vertikal gleiche Ziffern. Die Zahl 5 882 352 941 176 407 giebt, wenn man die Hälfte zu addirt 2 941 176 470 588 235

8 823 529 411 764 705, also genau dieselben Ziffern wie oben, nur daß die Ziffer 5 vom linken Flügel auf den rechten gewandert ist.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die wahre Emancipation der Frauen beginnt sich endlich Bahn zu brechen, — die Emancipation von der Tyrannei der Mode. In früherer Zeit, — wir erinnern an Keitrock, Schleppe und Journüre, — durfte keine Frau es wagen, sich einer ausgegebenen Parole zu entziehen; heute steht sie mit kritischem Blick der Mode gegenüber und wählt selbständig, was ihrer Persönlichkeit und ihren Verhältnissen angemessen ist. Unsere Damen zu dieser Freiheit erzo-gen zu haben, ist entschieden das Verdienst der **Modenwelt** (nicht zu verwechseln mit den Nachahmungen „Große“ und „Kleine“ Modenwelt). Ihrem auf Hunderttausende sich erstreckenden Einfluß dürfte es zu danken sein, wenn die ängstlich eingeschnürten Taillen, die Schleppe am Straßenkleide, die lebensgefährlichen Hackenstübe und andere Uebertreibungen allmählich verschunden sind. Wir sind glücklich so weit gekommen, daß eine unnatürlich dünne Taille mißbilligendes Aufsehen erregt, daß eine Dame, die in ihrer Erscheinung die Sucht verräth nach Neuem und Auffallendem à tout prix, sich der Gefahr aussetzt, falsch beurtheilt zu werden. Und das sind Resultate, welche die **Modenwelt** weit über das Niveau derartiger Zeitungen hinausheben und sie zur wahren Führerin auf dem Gebiete der Mode machen.

— **Praktisches Lehrbuch des Spargelbaues** von Johannes Böttner, Chefredakteur des praktischen Rathgebers im Obst- und Gartenbau. 100 Seiten mit 40 Abbildungen. Preis 1 M. Trowitsch u. Sohn, Frankfurt a. D. — Kaum eine Kultur hat in den letzten Jahren eine so vollständige Umwandlung erfahren, als der Spargelbau. Früher dreijährige Pflanzen, jetzt einjährige, früher mehrreihige Beete, jetzt einreihige, und bei alledem schnellere und reichlichere Erfolge als früher! Wer sich eingehend unterrichten will über die Art, wie man neue Spargelbeete am richtigsten anlegt und ältere pflegt und hochbringt, dem wird die vortreffliche, erschöpfende Arbeit des Herrn Verfassers, der auch hier wieder seine Ansichten in anschaulicher und überzeugender Weise vorträgt, willkommen sein. 40 gute Abbildungen erleichtern das Verständnis. Um die Verbreitung des Buches möglichst zu fördern, hat die Verlagsbuchhandlung den Preis des 100 Seiten starken, gut ausgestatteten und illustrierten, gebundenen Buches auf 1 M. festgesetzt.

— **Moderne Kunst.** Von dem Festakt zur 200jährigen Jubelfeier der königl. Akademie der Künste zu Berlin ist jetzt in dem soeben herausgegebenen Heft 16 der „Modernen Kunst“ (Verlag von Richard Bong, Berlin W.) ein wundervolles farbiges Erinnerungsblatt nach einer Aquarelle von G. Vinde erschienen. Von der Pracht, mit welcher die Aus schmückung der Rotunde des Alten Museums erfolgt war, und von dem Glanze der Versammlung giebt das doppelseitige Bild in der „Modernen Kunst“ eine ausgezeichnete Darstellung. Kaiser und Kaiserin, Prinz und Prinzessin Leopold, Herzog Günther von Schleswig-Holstein, Adolf Menzel, Carl Becker, Anton von Werner, zahlreiche andere Künstler, die Minister, Botschafter und hohen Würdenträger des Hofes — alle diese Teilnehmer an dem Festakt sind in dem Bilde bestens zu erkennen. Der Künstler hat jenen Moment zur Darstellung gewählt, da Präsident C. n. d. die Anrede an den Kaiser hält. Auch an sonstigen bemerkenswerthen Schöpfungen ist Heft 16 der „Modernen Kunst“ ungemein reich. Ebenso ausgezeichnetes bietet das Heft mit Text.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

